

Auf den Straßen

stehen Jungs wie Emin und Asu

immer unter Verdacht

Ständige Kontrollen und Vorurteile: Wie leben Jugendliche, die fast überall unerwünscht sind?

VON LISA KREUTZER

Wie ein Verbrecher fühlt er sich manchmal. Wenn er seine Taschen ausleeren soll zum Beispiel, auf dem Gehweg hinter dem Jugendtreff. Wenn sie jeden Schlitz seines Geldbeutels auf Drogen untersuchen, in seinen Taschen nach Messern kramen. Und wieder nichts finden. Dann fragt sich Emin, ob er hier überhaupt willkommen ist, ob er irgendwann mal ganz dazugehört wird in Österreich. Oder ob er und die anderen Tschetschenen doch lieber unter sich bleiben sollten. Es ist ein grauer Mittwoch, Emin und sein Freund Asu gehen über Stiegen hinauf zu einem kleinen begrünten Hügel in einem jener Wiener Außenbezirke, die Zeitungslesern als »Brennpunkt« bekannt sind.

tel von ihnen gaben an, sich wegen ihrer Herkunft stigmatisiert zu fühlen.

Emin und Asu sind oben auf dem Hügel angekommen. Grosny nennen sie ihn, wie die Hauptstadt ihres Heimatlandes. »Hier treffen sich eigentlich nur Tschetschenen«, erzählt Asu, »die Alten und die Jungen.« Grosny ist ein wenig ab vom Schuss. Zwei Bänke und ein Tisch stehen nahe einer unverputzten Mauer. Der Vorteil ist, dass sie vor Blicken geschützt sind.

Nicht aber vor der Polizei. Mindestens 30 Kontrollen habe er allein im letzten Jahr erlebt, sagt Emin. Asu kommt auf ungefähr 20. Beide haben keine Vorstrafen, trotzdem gehören Personenkontrollen zu ihrem Alltag.

Emin sagt, er schäme sich vor seiner Familie, wenn die höre, dass er wieder durchsucht wurde. Und vor den Passanten, die die Szene beobachten. In Parks, auf Bänken, vor Schulen, an Bahnhöfen, überall dort sollten sich Leute wie er nicht aufhalten, meint er. Dann werde man nun mal kontrolliert, wenn man Tschetschene sei.

Ethnisches Profiling lautet der Fachbegriff dafür, er transportiert den Vorwurf, dass bestimmte ethnische Gruppen öfter als andere kontrolliert werden. Alfred Schön hört das nicht gern. Er leitet das Polizei-Referat für Minderheitenkommunikation im 15. Wiener Bezirk. Schön ist ein Mann mit klarem Blick und sorgfältig geschneidertem Haar. Die Kontrollen müsse man über sich ergehen lassen, dabei jedoch keine Angst haben, sagt er. Die Polizei müsse ja nicht freundlich sein, »aber korrekt sollte es ablaufen«.

Im Jahr 2018 wurden mehr als eine Million Personenkontrollen in Österreich durchgeführt. Welcher Nationalität die Kontrollierten angehören, wird nicht festgehalten. Selbst wenn: Tschetschenen würden als russische Staatsbürger aufscheinen, so wie in den Kriminalitätsstatistiken. Wie viele der 32.400 Russen in Österreich aus Tschetschenen stammen, wird nicht erhoben. Auch deswegen gehen Fakten schnell unter, wenn mal wieder eine Diskussion zu Tschetschenen und Kriminalität wogt. Die Kontrollen basieren auf drei Gesetzen, unter ihnen das Sicherheitspolizeigesetz. Darin heißt es: »Jeder Betroffene ist verpflichtet, an der Feststellung seiner Identität mitzuwirken und die unmittelbare Durchsetzung der Identitätsfeststellung zu dulden.« Was das Gesetz in trockener Beamtensprache von ihm verlangt, fiel Emin in der Realität anfangs sehr schwer. Er wurde laut, wehrte sich, beleidigte – und handelte sich immer mehr Probleme ein. Mittlerweile hat er eine Strategie entwickelt, der Polizei und damit dem Ärger aus dem Weg zu gehen: Schwarze Kleidung, Cargo-Hose und Camouflage-Muster bleiben im Schrank: »Sonst werde ich sofort kontrolliert. Das mach ich nicht mehr.« Auch Asu hat sein Auftreten verändert.

Früher sei er lauter gewesen, sagt er, und er treffe sich nicht mehr in Gruppen, lieber nur zu zweit.

»Logischerweise sind viele dabei, die harmlos sind, die nichts gemacht haben und trotzdem kontrolliert werden«, sagt der Polizeibeamte Schön. Um die Herkunft ginge es aber nicht: »Es geht um die Orte, an denen sich die Jugendlichen aufhalten.«

Bevor Grosny zum Treffpunkt von Emin, Asu und ihren Freunden wurde, gingen sie oft in einen Gemeinschaftsgarten in der Nähe, gegründet 2013 von einem Verein, eine Oase in dem sonst eher betongrauen Bezirk. Doch statt der erhofften Gemeinschaft gab es bald erste Beschwerden über die Tschetschenen, die sich im Pavillon des Gartens trafen. Sie seien zu viele, hieß es, sie rauchten ständig Zigaretten, machten Schmutz, manchmal rieche man auch Cannabis.

»Konkret ging es darum, dass es eine andere Community ist, ein anderes Verhalten an den Tag gelegt wird und dass manche sich nicht mehr sicher gefühlt haben«, sagt Martin Forstner. Der Raumplaner bei der Gebietsbetreuung Wien hatte das Projekt von Beginn an begleitet. Bald schon mussten seine Behörde und Sozialarbeiter zwischen Anrainern und Tschetschenen vermitteln.

Ohne Erfolg. Weil immer wieder die Polizei anrückte, verlagerten die Tschetschenen ihren Treffpunkt nach Grosny. Die Probleme im Gemeinschaftsgarten blieben. Andere Gruppen von Jugendlichen kamen und Wohnungslose, die sich nachts im Pavillon gegen Wind, Regen und Kälte schützten. Vier Jahre nach dem Bau wurde er abmontiert, mittlerweile hängt nur noch ein Schloss an der Tür des Gemeinschaftsgartens.

Aus Sicht des Kriminalsoziologen eine vertane Chance: »Wenn man den Jugendlichen mehr Orte gibt, wo sie sich aufhalten können, ohne konsumieren zu müssen, dann ist das immer noch die beste Möglichkeit, um Druck aus der Situation rauszunehmen«, sagt Reinhard Kreissl, Chef des Wiener Instituts für Soziale Sicherheit.

Ein Red Bull kostet im Café 4,20 Euro, 50 Cent ein billiger Energydrink im Discounter. Sich in Lokalen aufzuhalten, in denen die Polizei sie gar nicht beachten würde, können sich Jugendliche wie Emin und Asu schlecht leisten. Die Wohnungen ihrer Familien sind zu klein, um Freunde einzuladen. Es bleiben Einkaufszentren, Parks, Orte, an denen man sichtbar ist im Vergleich zu anderen Gruppen.

Auch für die Polizei. Hinter den Kontrollen stecke eine gewisse Logik, sagt Kriminalsoziologe Kreissl. Einmal ist da die Kriminalitätsbelastungsziffer, also die Anzahl der Tatverdächtigen pro Hundertertausend: Diese sei bei Jugendlichen besonders hoch – genau wie die Wahrscheinlichkeit, jemanden aufzugreifen, der tatsächlich gegen ein Gesetz verstoßen hat. Auch die Kontrollendichte spielt eine Rolle: Mehr Kontrollen gleich mehr Aufgriffe. Der schlechte Ruf der jungen Tschetschenen trägt das Restliche bei zu den Statistiken: »Jugendliche Ausländer werden von Einheimischen häufiger angezeigt«, so Kreissl. Die Mischung, aus der viele Polizeikontrollen gemacht sind, bringt er auf eine kurze Formel: »Männlich, jugendlich, fremd aussehend und auf den öffentlichen Raum als Ort ohne Konsumzwang angewiesen.«

Einer der wenigen Ruhepole in Emin und Asus Grätz ist der Jugendtreff. Es ist später Nachmittag, eine

Sozialarbeiterin in einer grauen Strickjacke wendet Fächertes in der Pfanne. Für die Besucher wird es später kostenlose Burger geben. »Ich habe die Vermutung, dass die Jugendlichen, wenn sie in Gruppen sind, besonders cool sein müssen vor den Polizisten. Und die Polizisten lassen sich nichts gefallen, wenn da eine blöde Meldung kommt, wird sofort durchgegriffen«, sagt die Sozialarbeiterin, die seit 20 Jahren in diesem Jugendtreff tätig ist. »Kritisch parteilich« nennt sie sich – parteilich ja, aber nicht um jeden Preis und nicht in jedem Fall.

Handeln hat Konsequenzen, das versucht sie, ihren Jugendlichen beizubringen. Auf der anderen Seite ist sie mittlerweile aber auch überzeugt: »Eine Gruppe von österreichischen Gymnasialisten, die auch über den Platz geht, wird nicht kontrolliert. Die Tschetschenen schon.«

Wie wichtig Orte wie der Jugendtreff mit geschulten Betreuern gerade für marginalisierte Gruppen sind, bezweifelt kaum jemand. Reinhard Kreissl Institut hat eine Studie erarbeitet zur Frage, wie junge Menschen in Österreich zu IS-Sympathisanten werden. Eine klare Erkenntnis: Wo der Staat an Streetworkern spart, übernehmen salafistische Missionare die Arbeit mit den Jugendlichen. Teilweise ganz gezielt, inklusive ideologischer Indoktrinierung. Fünf der zehn verurteilten islamistischen Straftäter, die für die Studie interviewt wurden, waren einst mit ihren Familien aus Tschetschenen geflüchtet.

Auch Emin, Asu und viele andere der tschetschenischen Jugendlichen im Jugendtreff sind religiös, immer wieder sei das ein »Riesenthema«, erzählt die Sozialarbeiterin. Statistisch gesehen gehören sie damit zu jenen Gruppen, die besonders anfällig sind für die Botschaft islamistischer Hassprediger: aus gesellschaftlichen Randgruppen stammend, aufgewachsen in schwierigen Verhältnissen – und mit einem fehlenden Vertrauen in Institutionen und Behörden. Das hat viel mit den persönlichen frühen Erfahrungen im kriegsgebeutelten Herkunftsland zu tun, aber auch mit Erfahrungen im österreichischen Alltag.

Wenn man Asu fragt, wie er zur Polizei steht, spürt man sein Misstrauen in jedem Wort. »Ich weiß, wenn jemand die Polizei ruft, weil ich mit einem österreichischen Bürger einen Streit habe, dass ich der Schuldige bin. Das weiß ich. Ich weiß, dass sie mich schlechter behandeln werden.« Das Unverständnis gegenüber den Kontrollen hat Narben hinterlassen. Emin und Asu fühlen sich nicht als Teil der österreichischen Gesellschaft. Und sie haben nicht das Gefühl, dass sie den öffentlichen Raum nutzen können wie andere. Sie bleiben unter sich.

Ein Misstrauen, dem die Sozialarbeiterin im Jugendtreff entgegenwirken will. Sie steht vor den Türen des Jugendtreffs und zieht ein letztes Mal an ihrer Zigarette. Gleich wird sie den Jugendlichen ihre Burger servieren. »Wenn ich oft kontrolliert werde, dann sendet das nicht die Nachricht, du gehörst dazu, du bist hier willkommen.« Viele der Jugendlichen hätten auch Vorstrafen oder, wie sie es ausdrückt: »Sie machen Sachen.« Oft treffe es aber die Falschen. Regelmäßig lädt sie Polizisten zum Austausch in den Jugendtreff ein. Das senke die Vorurteile und helfe, ein Verständnis für das Handeln zu schaffen, erklärt sie. Auf beiden Seiten.



Tschetschenische Jugendliche in Wien: Wo sollen sie hin, wenn sie sich in Ruhe treffen möchten und das Geld nicht fürs Café reicht?

Foto: Lisa Kreuzer für DIE ZEIT

ANZEIGE

Im neuen ZEIT Doctor-Magazin:

Die Säulen des Lebens

Warum junge und alte Menschen gesünder und länger leben, wenn sie sich zusammentun.
Ab dem 19. März kostenlos in der ZEIT.

Nächste Woche in Ihrer ZEIT

www.zeit.de/doctor

DIE ZEIT